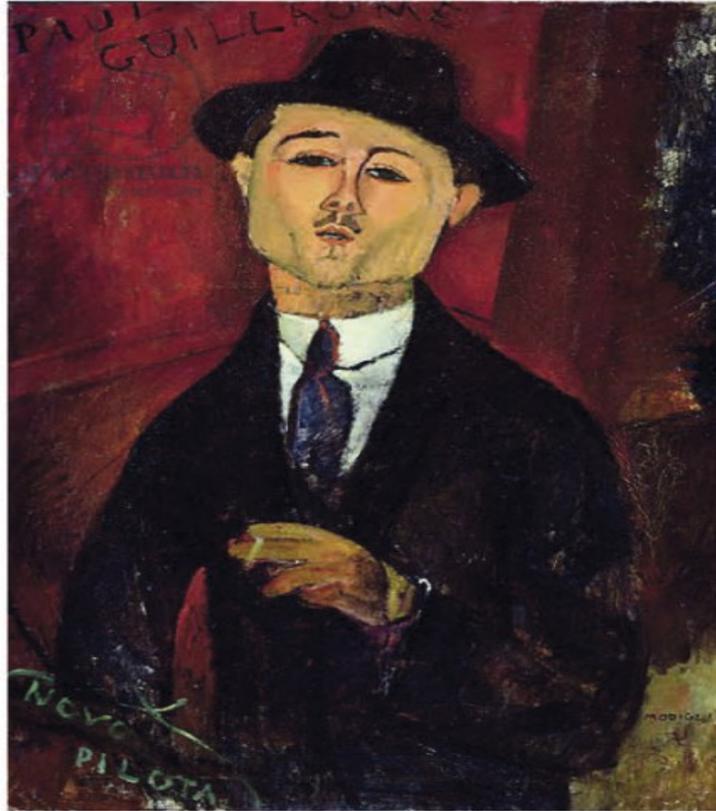


ITALO SVEVO

Ein gelungener Streich



Erzählungen

*Aus dem Italienischen übersetzt
von Barbara Kleiner*

Nachwort von Hans-Ulrich Treichel

MANESSE BIBLIOTHEK



DER WELTLITERATUR

ITALO SVEVO

Ein gelungener Streich

Erzählungen

Aus dem Italienischen übersetzt

von Barbara Kleiner

Nachwort von Hans-Ulrich Treichel

MANESSE VERLAG

ZÜRICH

REICHLICH WEIN

Es heiratete eine Nichte meiner Frau, in einem Alter, da junge Mädchen aufhören, dies zu sein und zu alten Jungfern werden. Bis vor Kurzem hatte sie sich von diesem Leben abgewandt, doch dann hatte der Druck der ganzen Familie sie dazu gebracht, ins Leben zurückzukehren, und auf ihren Wunsch nach Reinheit und Frömmigkeit verzichtend, hatte sie eingewilligt, mit einem jungen Mann Umgang zu pflegen, den die Familie als gute Partie ausgewählt hatte. Bald darauf: addio Frömmigkeit, addio Träume von tugendhafter Einsamkeit, und das Datum für die Hochzeit war sogar früher festgesetzt worden, als die Angehörigen zu wünschen gewagt hätten. Und jetzt saßen wir am Vorabend der Hochzeit beim Essen.

Ich als alter Schwerenöter lachte. Was hatte der junge Mann angestellt, um sie zu so raschem Sinneswandel zu bewegen? Vermutlich hatte er sie in die Arme geschlossen, um sie die Freuden des Lebens spüren zu lassen, hatte sie also mehr verführt als überzeugt. Deshalb musste man ihnen viel Glück wünschen. Alle haben, wenn sie heiraten, Glückwünsche nötig, aber dieses Mädchen mehr als alle anderen. Was für ein Desaster, wenn sie es eines Tages bedauern sollte, diesen Weg eingeschlagen zu haben, vor dem es sie instinktiv gegraut hatte. Und auch ich erhob mehrmals das Glas, begleitet von Glückwünschen, die ich sogar auf den speziellen Fall abzustimmen wusste: «Seid froh, ein oder zwei Jahre lang, dann werdet ihr in dem Bewusstsein, dass ihr eure Zeit genossen habt, die folgenden langen Jahre leichter ertragen. Von der Freude bleibt nur die sehnsüchtige Erinnerung zurück, die auch ein Schmerz ist, aber ein Schmerz, der das eigentliche Leiden, das Leiden am Leben, überdeckt.»

Anscheinend hatte die Braut so viele Glückwünsche gar nicht nötig. Mir schien ganz im Gegenteil, als sei ihr Gesicht in einem Ausdruck hingebungsvollen Vertrauens geradezu erstarrt. Es war derselbe Ausdruck wie damals, als sie ihre Absicht bekundete, ins Kloster zu gehen. Auch diesmal legte sie ein Gelübde ab, das Gelübde, ein Leben lang heiter zu sein. Gewisse Leute auf dieser Welt legen ständig Gelübde ab. Würde sie dieses Gelübde besser einhalten als das vorherige?

Alle anderen an diesem Tisch waren von einer ganz natürlichen Heiterkeit, wie es Zuschauer immer sind. Mir fehlte die Natürlichkeit völlig. Es war auch für mich ein denkwürdiger Abend. Meine Frau hatte von Doktor Paoli die Erlaubnis erhalten, dass ich an diesem Abend essen und trinken dürfe wie alle anderen. Diese Freiheit wurde nur umso kostbarer durch die Androhung, dass sie mir gleich danach wieder entzogen würde. Und ich benahm mich genauso wie diese jungen Leute, denen man zum ersten Mal die Haustürschlüssel überlässt. Ich aß und trank nicht aus Durst oder Hunger, sondern aus Gier nach Freiheit. Jeder Bissen, jeder Schluck sollte eine Bekundung meiner Unabhängigkeit sein. Ich riss den Mund weiter auf als nötig, um die einzelnen Bissen darin aufzunehmen, und ich goss den Wein von der Flasche ins Glas, bis es überlief, und ließ ihn dort nur einen Augenblick lang. Ich verspürte heftigen Bewegungsdrang, und festgenagelt auf meinem Stuhl, gelang es mir doch, das Gefühl zu haben, als würde ich laufen und springen wie ein Hund, den man von der Kette gelassen hat.

Meine Frau verschlimmerte meinen Zustand, indem sie einer Tischnachbarin erzählte, welcher Diät ich für gewöhnlich unterworfen war, während meine fünfzehnjährige Tochter Emma ihr zuhörte und sich wichtig machte, indem sie die Angaben der Mutter ergänzte. Sie wollten mich also auch in diesem Augenblick, da sie mir abgenommen war, an die Kette erinnern? Und meine ganze Tortur wurde in allen Einzelheiten geschildert: Wie sie das bisschen Fleisch abwogen, das mir zu Mittag gestattet war, es völlig fade zubereiteten, und wie es abends nichts zu wiegen gab, weil das Abendessen aus

einem Scheibchen Schinken und einem Glas ungezuckerter Milch bestand, vor der mich ekelte. Während sie sprachen, unterzog ich die Weisheit des Doktors und ihre Liebe der Kritik. Denn in der Tat, wenn mein Organismus so verbraucht war, wie konnte man dann davon ausgehen, dass er an diesem Abend auf einmal so viel unverdauliches und schädliches Zeug vertrug, bloß weil uns der Coup gelungen war, ein Mädchen zu verheiraten, das dies aus freien Stücken nicht gewollt hätte? Ich trank und bereitete mich auf die Rebellion am nächsten Tag vor. Ich würde es ihnen zeigen.

Die anderen sprachen dem Champagner zu; nachdem ich ein paar Gläser davon geleert hatte, um bei den verschiedenen Trinksprüchen mitzuhaltten, kehrte ich aber zu einem einfachen Tischwein zurück, einem trockenen und unverfälschten Wein aus Istrien, den ein Freund des Hauses anlässlich des Fests geschickt hatte. Ich liebte diesen Wein, wie man seine Erinnerungen liebt, misstraute ihm nicht und war auch nicht überrascht, dass er in mir, statt mir Freude und Vergessen zu schenken, Zorn entfachte.

Wie sollte ich mich auch nicht ärgern? Sie hatten mich eine schauderhafte Zeit durchleben lassen. Ängstlich und elend hatte ich jede großzügige Regung in mir erstickt, um für Pastillen, Tropfen und Pülverchen Platz zu machen. Nichts mehr mit Sozialismus. Was ging es mich an, dass die Erde entgegen jeder aufgeklärten wissenschaftlichen Meinung weiterhin in Privatbesitz blieb? Dass daher so vielen das tägliche Brot und jenes Maß an Freiheit versagt blieb, das jeden Tag des Menschen verschönern sollte? Hatte ich etwa das eine oder das andere?

An diesem seligen Abend wollte ich mich ganz zu erkennen geben. Als mein Neffe Giovanni, ein Riese, der über hundert Kilo wiegt, mit seiner Stentorstimme anfing, gewisse Geschichten über die eigene Gerissenheit und die Dummheit der anderen in geschäftlichen Dingen zu erzählen, fand ich in meinem Herzen zum früheren Altruismus zurück. «Was wirst du tun», rief ich

ihm zu, «wenn der Kampf unter Menschen nicht mehr der Kampf ums Geld ist?»

Einen Moment lang war Giovanni verduzt von meiner Äußerung, die seine Welt so unversehens durcheinanderbrachte. Er starrte mich aus seinen von der Brille vergrößerten Augen an. Um sich zu orientieren, suchte er in meinem Gesicht nach Erklärungen. Dann, während alle ihn ansahen, weil sie hofften, über eine der Antworten dieses plumpen und intelligenten Kerls lachen zu können, der mit Schlagfertigkeit und einem stets überraschenden, wenn auch schon vor Sancho Panza gebräuchlichen Witz begabt war, suchte er Zeit zu gewinnen und sagte, den meisten trübe der Wein den Blick auf die Gegenwart, mir dagegen verneble er die Zukunft. Das war schon nicht schlecht, aber dann glaubte er noch etwas Besseres gefunden zu haben und rief: «Wenn keiner mehr ums Geld kämpft, werde alles ich besitzen, ohne Kampf, alles, alles.» Es wurde viel gelacht, vor allem über die wiederholte Geste, mit der er seine dicken Arme zuerst mit gespreizten Fingern ausstreckte und dann mit geschlossenen Fäusten an sich zog, um anzudeuten, dass er das Geld, das ihm aus allen Richtungen zufloss, an sich gerafft hatte.

Die Debatte ging weiter, und keiner bemerkte, dass ich trank, wenn ich nicht redete. Und ich trank viel und sagte wenig, ganz darauf bedacht, mein Inneres zu erforschen, um zu sehen, ob es sich endlich wieder mit Wohlwollen und Altruismus füllen würde. Es brannte ein wenig, dieses Innere. Aber es war ein Brennen, das sich bald in wohlige Wärme auflösen würde, in das Gefühl, jung zu sein, das einem der Wein verschafft, wenn auch leider nur für kurze Zeit.

Und während ich darauf wartete, rief ich Giovanni zu: «Wenn du das Geld hortest, das die anderen ablehnen, wird man dich ins Gefängnis werfen.»

Aber sogleich rief Giovanni: «Und ich werde die Gefängniswärter bestechen und diejenigen einsperren, die kein Geld haben, um sie zu bestechen.»

«Aber mit Geld wird man dann niemanden mehr bestechen können.»

«Und warum sollte man es mir dann nicht lassen?»

Ich regte mich maßlos auf: «Man wird dich aufhängen», brüllte ich. «Etwas anderes hast du nicht verdient. Die Schlinge um den Hals und Gewichte an den Beinen.»

Erstaunt verstummte ich. Mir schien, ich hätte meinen Gedanken nicht richtig zum Ausdruck gebracht. War das wirklich ich? Nein, sicher nicht. Ich überlegte: Wie sie wiederfinden, meine Liebe zu allen Lebewesen, unter denen doch auch Giovanni sein musste? Sogleich lächelte ich ihn an, sehr darum bemüht, mich zu korrigieren, ihn zu entschuldigen und zu lieben. Aber er hinderte mich daran, er ignorierte mein wohlwollendes Lächeln und sagte, als müsse er sich mit der Feststellung einer Ungeheuerlichkeit abfinden: «So ist das halt, in der Praxis greifen alle Sozialisten am Ende auf die Dienste des Henkers zurück.»

Er hatte mich besiegt, und ich hasste ihn. Er verdarb mein ganzes Leben, auch das vor dem Eingreifen des Arztes, ich trauerte diesem Leben nach, das so hell gewesen war. Er hatte mich besiegt, weil er den Zweifel offengelegt hatte, der mich schon vor seinen Worten so gepeinigt hatte.

Gleich darauf widerfuhr mir eine weitere Bestrafung.

«Wie gut er aussieht», hatte meine Schwester gesagt und mich wohlwollend angeschaut, doch das war eine unglückliche Äußerung, denn sobald meine Frau das hörte, erkannte sie die Möglichkeit, dass dieses übertriebene Wohlbefinden, von dem mein Gesicht gerötet war, in ebensolches Unwohlsein umschlagen könnte. Sie erschrak, als ob jemand sie in diesem Augenblick auf eine unmittelbar bevorstehende Gefahr hingewiesen hätte, und griff mich heftig an: «Genug, genug», schrie sie, «weg mit diesem Glas.» Sie bat meinen Tischnachbarn um Hilfe, einen gewissen Alberi, einen der längsten Männer der Stadt, mager, drahtig und gesund, dabei bebrillt wie Giovanni. «Seien Sie so gut und nehmen Sie ihm dieses Glas aus der Hand.» Und da Alberi zögerte, insistierte sie flehend: «Signor Alberi, seien Sie so gut und nehmen Sie ihm das Glas weg»

Ich wollte lachen, oder besser, ich ahnte, dass ein wohlzogener Mensch an dieser Stelle lachen sollte, aber es war mir unmöglich. Ich hatte die Rebellion für den Tag darauf vorbereitet, und es war nicht meine Schuld, wenn sie jetzt gleich ausbrach. Diese Zurechtweisungen in aller Öffentlichkeit waren wirklich beleidigend. Alberi, dem an mir, meiner Frau und all den Leuten, die ihm zu essen und zu trinken gaben, rein gar nichts lag, verschlimmerte meine Situation, indem er sie ins Lächerliche zog. Über seine Brille hinweg sah er auf das Glas, das ich hielt, kam mit seinen Händen näher, als schicke er sich an, es mir wegzunehmen, zog sie dann aber mit einer lebhaften Bewegung zurück, als hätte er Angst vor mir, der ich ihn ansah. Alle lachten auf meine Kosten, Giovanni so laut, dass ihm die Luft weglieb.

Meine Tochter Emma glaubte, ihre Mutter brauche Hilfe. In einem Tonfall, der mir übertrieben flehentlich vorkam, sagte sie: «Papa, hör auf zu trinken.»

Über diese Unschuldige ergoss sich nun mein Zorn. Ich fuhr sie mit einer harten Drohung an, eingegeben vom Ärger des alten Mannes und des Vaters. Ihr traten sogleich die Tränen in die Augen, und ihre Mutter kümmerte sich nicht mehr um mich, sondern wandte sich ganz ihr zu, um sie zu trösten.

Mein Sohn Ottavio, der damals dreizehn war, kam eben in diesem Augenblick zur Mutter gelaufen. Er hatte nichts mitbekommen, weder vom Kummer der Schwester noch von dem Disput, der ihn verursacht hatte. Er wollte die Erlaubnis, am nächsten Tag ins Kino zu gehen, zusammen mit einigen seiner Freunde, die ihm das in diesem Augenblick vorgeschlagen hatten. Aber meine Frau hörte ihm gar nicht zu, da sie ganz von ihrem Amt als Trösterin Emmas in Anspruch genommen war.

Ich wollte mich durch einen Akt der Autorität aufrichten und erteilte lauthals meine Erlaubnis: «Ja, sicher wirst du ins Kino gehen. Das verspreche ich dir, und damit basta.» Ohne weiter etwas hören zu wollen, kehrte Ottavio zu seinen Freunden zurück, nachdem er «Danke, Papa» zu mir gesagt hatte. Schade, dass er es so eilig hatte. Wäre er bei uns geblieben, hätte er mich erhoben durch seine Freude, die Ergebnis meines Akts der Autorität war.

Ein paar Minuten lang war die gute Stimmung an diesem Tisch dahin, und ich hatte das Gefühl, auch der Braut gegenüber gefehlt zu haben, für die diese gehobene Stimmung Glückwunsch und gutes Omen hätte sein sollen. Indes war sie die Einzige, die meinen Kummer verstand, oder jedenfalls schien es mir so. Sie sah mich geradezu mütterlich an, bereit, mir zu verzeihen und mich zu streicheln. Dieses Mädchen hatte in ihrem Urteil schon immer so sicher gewirkt.

Wie damals, als sie das klösterliche Leben anstrebte, glaubte sie auch jetzt, allen anderen überlegen zu sein, weil sie darauf verzichtete. Jetzt erhob sie sich über mich, meine Frau und meine Tochter. Sie bedauerte uns, und der Blick ihrer schönen grauen Augen ruhte freundlich auf uns, um zu sehen, wo der Irrtum lag, der ihrer Ansicht nach vorhanden sein musste, wenn es Schmerz gab.

Das steigerte meinen Groll auf meine Frau, deren Benehmen uns in dieser Weise demütigte. Sie schaffte es, dass wir allen an diesem Tisch unterlegen waren, selbst den Geringsten. Auch die Kinder meiner Schwägerin dort am anderen Ende hatten aufgehört zu schwatzen und steckten ihre Köpfchen zusammen, um das Geschehene zu kommentieren. Ich ergriff das Glas, im Zweifel, ob ich es leeren, an die Wand oder vielleicht an die Fensterscheiben vor mir schleudern sollte. Schließlich trank ich es in einem Zug aus. Das war eine entschieden energische Tat, weil Behauptung meiner Unabhängigkeit: Es schien mir der beste Wein, den ich an diesem Abend getrunken hatte. Ich zog die Tat in die Länge, indem ich noch mehr Wein in mein Glas goss, von dem ich auch noch ein wenig trank. Doch Freude wollte sich keine einstellen, und alles, was auch nur zu lebhaft in meinem Inneren brodelte, war Groll. Mir kam eine merkwürdige Idee. Meine Rebellion genügte nicht, um alles klarzustellen. Hätte ich der Braut nicht vorschlagen können, mit mir gemeinsam zu rebellieren? Zum Glück lächelte sie eben in diesem Augenblick sanft dem Mann zu, der vertrauensvoll an ihrer Seite stand. Und ich dachte: «Sie weiß noch nichts und ist doch überzeugt, etwas zu wissen.»

Ich erinnere mich noch, dass Giovanni sagte: «Aber so lasst ihn doch trinken. Der Wein ist die Milch der Alten.» Ich sah ihn an, wobei ich mein Gesicht in Falten legte, um ein Lächeln zu heucheln, aber es gelang mir nicht, ihn gern zu haben. Ich wusste, dass es ihm lediglich um die gute Stimmung ging und dass er mich abfertigen wollte wie ein lästiges Kind, das eine Versammlung von Erwachsenen stört.

Dann trank ich wenig und nur, wenn man mich ansah, und tat keinen Mucks mehr. Alle um mich herum unterhielten sich laut und fröhlich, und das störte mich. Ich hörte nicht zu, aber es war schwer, sie zu überhören. Zwischen Alberi und Giovanni war eine Diskussion entbrannt, und alle amüsierten sich, den dicken Mann mit dem dünnen Mann im Streit liegen zu sehen. Worum es in der Diskussion ging, weiß ich nicht, aber ich hörte vom einen wie vom andern ziemlich aggressive Bemerkungen. Ich sah Alberi stehen, er neigte sich zu Giovanni hinüber und schob seine Brille fast bis in die Mitte des Tisches, ganz nah an seinen Gegner heran, der seine hundertzwanzig Kilo bequem in einen Liegesessel gebettet hatte, den man ihm zum Spott nach beendeter Mahlzeit hingestellt hatte; als guter Fechter, der er war, betrachtete er den Gegner aufmerksam, als ob er studierte, wo er seinen Degenstoß platzieren konnte. Aber auch Alberi sah gut aus, ganz hager und doch gesund, beweglich und heiter.

Und ich erinnere mich auch an die endlosen Wünsche und Grüße im Augenblick des Abschiednehmens. Die Braut küsste mich mit einem Lächeln, das mir immer noch mütterlich vorkam. Ich nahm diesen Kuss zerstreut hin. Ich sann darüber nach, wann es mir erlaubt sein würde, ihr etwas von diesem Leben zu erklären.

In diesem Moment wurde von irgendjemandem ein Name genannt, der einer Freundin meiner Frau und einstigen Freundin von mir: Anna. Ich weiß nicht, von wem und aus welchem Anlass, aber ich weiß, dass es der letzte Name war, den ich hörte, bevor ich von den Hochzeitgästen in Frieden gelassen wurde. Seit

Jahren sah ich sie regelmäßig in Gesellschaft meiner Frau und begegnete ihr mit der Freundschaft und Gleichgültigkeit von Leuten, die keinen Grund haben zu betonen, dass sie in derselben Stadt und im selben Zeitraum geboren sind. Nun entsann ich mich jedoch, dass sie vor vielen Jahren mein einziges Liebesvergehen gewesen war. Ich hatte ihr den Hof gemacht, fast bis zu dem Zeitpunkt, da ich meine Frau heiratete. Aber von meinem Verrat, der so abrupt gewesen war, dass ich mit keinem Wort versucht hatte, ihn abzumildern, war später nie die Rede gewesen, weil sie bald darauf ebenfalls geheiratet hatte, und zwar sehr glücklich. An unserem Bankett hatte sie nicht teilgenommen wegen einer leichten Grippe, die sie ans Bett fesselte. Nichts Schlimmes. Merkwürdig und schlimm war hingegen, dass ich mich gerade jetzt an das Liebesvergehen erinnerte, das mein ohnehin schon so unruhiges Gewissen noch mehr belastete. Ich hatte wirklich das Gefühl, als würde ich in diesem Augenblick für mein früheres Vergehen bestraft. Von ihrem Bett aus hörte ich mein Opfer, vermutlich schon genesen, protestieren: «Es wäre nicht gerecht, wenn du glücklich wärst.» Äußerst niedergeschlagen machte ich mich auf den Weg in mein Schlafzimmer. Ich war etwas verwirrt, weil es mir nicht gerecht schien, dass es Aufgabe meiner Frau sein sollte, diejenige zu rächen, die sie selbst verdrängt hatte.

Emma kam, um mir gute Nacht zu wünschen. Sie war heiter, rosig, frisch. Der Anflug von Tränen hatte sich in Freude aufgelöst, wie das bei allen gesunden, jungen Organismen der Fall ist. Erst seit Kurzem begriff ich etwas vom Seelenleben anderer, und meine Tochter war so klar und durchsichtig für mich wie Wasser. Mein Zornausbruch hatte dazu gedient, ihr im Beisein aller Wichtigkeit zu verleihen, und das genoss sie in vollkommener Unschuld. Ich gab ihr einen Kuss und habe dabei sicher gedacht, welch ein Glück es für mich bedeutete, dass sie so fröhlich und zufrieden war. Gewiss, als Erzieher wäre es meine Pflicht gewesen, sie zu rügen, weil sie sich mir gegenüber nicht respektvoll genug verhalten hatte. Ich fand jedoch nicht die richtigen Worte und schwieg. Sie ging, und von meiner Suche nach den richtigen Worten blieb

nichts als Besorgnis, Verwirrung und eine Bemühung, die mich eine Weile lang begleiteten. Um mich zu beruhigen, dachte ich: «Ich spreche morgen mit ihr. Ich werde ihr meine Gründe erläutern.» Aber das nützte nichts. Ich hatte sie beleidigt, und sie hatte mich beleidigt. Es war jedoch eine erneute Beleidigung, dass sie nicht mehr daran dachte, während ich ständig daran dachte.

Auch Ottavio kam mir Gute Nacht sagen. Seltsamer Junge. Er grüßte mich und die Mama, fast ohne uns anzusehen. Er war schon draußen, als mein Rufen ihn erreichte: «Zufrieden, dass du morgen ins Kino gehst?» Er blieb stehen, versuchte sich zu erinnern, und bevor er weiterlief, sagte er kurz angebunden: «Ja.» Er war sehr müde.

Meine Frau reichte mir die Dose mit den Pillen. «Sind es die hier?», fragte ich mit frostiger Miene.

«Ja, sicher», sagte sie freundlich. Forschend sah sie mich an, und weil sie anders nicht herausfinden konnte, was in mir vorging, fragte sie zögernd: «Geht's dir gut?»

«Sehr gut», behauptete ich entschieden, indem ich einen Stiefel auszog. Und just in diesem Augenblick fing der Magen an schrecklich zu brennen. «Das ist es, was sie gewollt hat», dachte ich gemäß einer Logik, an der ich erst jetzt zweifle.

Ich schluckte die Pille mit etwas Wasser hinunter, und das verschaffte mir eine leichte Erfrischung. Mechanisch küsste ich meine Frau auf die Wange. Es war ein Kuss, wie er zu Pillen passt. Wenn ich Debatten und Auseinandersetzungen vermeiden wollte, blieb er mir nicht erspart. Aber ich konnte mich nicht zur Ruhe legen, ohne meine Position im Kampf geklärt zu haben, der für mich noch nicht zu Ende war, und so sagte ich in dem Augenblick, da ich mich im Bett zurechtrückte: «Ich glaube, die Pillen wären wirksamer, wenn man sie mit Wein einnehmen würde.»

Sie löschte das Licht, und schon bald verrieten mir ihre regelmäßigen Atemzüge, dass sie ein ruhiges Gewissen hatte, das heißt, dachte ich sofort, von der vollkommensten Gleichgültigkeit beseelt war gegenüber allem, was mich

anging. Ich hatte diesen Augenblick herbeigesehnt, und sogleich sagte ich mir, dass ich endlich frei war, geräuschvoll zu atmen, wie der Zustand meines Organismus das offenbar erforderte, oder zu seufzen, wie es in meiner Niedergeschlagenheit mein Wunsch gewesen wäre. Aber kaum konnte ich dem Kummer freien Ausdruck verleihen, wurde er noch realer. Und dann, das war doch keine Freiheit. Wie sollte ich denn dem Zorn Luft machen, der in mir tobte? Ich konnte nichts anderes tun, als darüber nachzugrübeln, was ich am nächsten Tag zu meiner Frau und zu meiner Tochter sagen würde. «Ihr sorgt euch so sehr um meine Gesundheit, sobald es darum geht, mich vor allen bloßzustellen?» Das war nur zu wahr. Ich mühte mich da einsam in meinem Bett ab, während sie ruhig schliefen. Was für ein Brennen! Es hatte sich über weite Partien meines Körpers ausgedehnt und mündete in der Kehle. Auf dem Tischchen neben dem Bett musste die Wasserflasche stehen, und ich streckte die Hand danach aus. Ich stieß gegen das leere Glas, und das leise Klirren genügte, um meine Frau zu wecken. Sie hat ja selbst im Schlaf immer ein Auge offen.

«Geht's dir schlecht?», fragte sie leise. Sie war sich nicht sicher, richtig gehört zu haben, und wollte mich nicht wecken. Ich erriet das alles ziemlich genau, aber ich unterstellte ihr die bizarre Absicht, sich an meinem Schmerz zu weiden, der nichts anderes war als der Beweis, dass sie recht gehabt hatte. Ich verzichtete auf das Wasser und streckte mich ganz leise wieder aus. Sogleich verfiel sie erneut in ihren leichten Schlaf, der ihr erlaubte, mich zu überwachen.

Kurzum, wenn ich im Kampf mit meiner Frau nicht unterliegen wollte, musste ich schlafen. Ich schloss die Augen und drehte mich zusammengerollt auf eine Seite. Sofort musste ich die Stellung wechseln. Ich blieb jedoch dabei, die Augen nicht aufzumachen. Ich dachte: «Mit einem so beschaffenen Körper kann man nicht schlafen.» Ich war ganz in Bewegung, hellwach. Wer läuft, kann nicht ans Schlafen denken. Vom Laufen bekam ich Atemnot und hatte im Ohr das Geräusch meiner Schritte in schweren Schuhen. Ich dachte, dass ich mich im Bett vielleicht zu vorsichtig bewegte, um auf einen Schlag für sämtliche Glieder die richtige Position zu treffen. Man durfte sie nicht suchen. Man musste

abwarten, dass jedes Teil die seiner Form entsprechende Stelle fand. Heftig warf ich mich auf die andere Seite. Sogleich murmelte meine Frau: «Geht's dir schlecht?» Hätte sie es anders formuliert, hätte ich ihr geantwortet und sie um Hilfe gebeten. Aber auf diese Formulierung, die offensiv auf unsere Auseinandersetzung anspielte, wollte ich nicht antworten.

Still zu liegen musste doch so einfach sein. Was soll schon schwierig daran sein, zu liegen, richtig im Bett zu liegen? Ich sah all die großen Schwierigkeiten vor mir, auf die wir in dieser Welt treffen, und dachte, im Vergleich zu jeder von ihnen war still zu liegen ein Nichts. Jeder Kadaver kann still liegen. Voller Entschlossenheit erfand ich eine komplizierte, aber unglaublich hartnäckige Position. Ich grub die Zähne in den oberen Teil des Kopfkissens und zog mich hoch, sodass auch der Brustkorb auf dem Kissen lag, während das rechte Bein aus dem Bett herausragte und fast den Boden berührte, das linke Bein war steif und nagelte mich ans Bett. Ja. Ich hatte eine neue Methode entdeckt. Nicht ich hielt mich am Bett fest, sondern das Bett hielt mich fest. Und überzeugt von meiner Trägheit, ließ ich auch dann nicht locker, als der Druck zunahm. Als ich schließlich nachgeben musste, tröstete ich mich mit der Überlegung, dass ein Teil dieser schrecklichen Nacht vorbei war, und wurde zusätzlich dadurch belohnt, dass ich mich, sobald ich mich vom Bett befreite, erleichtert fühlte wie ein Ringer, der sich aus dem Griff seines Gegners befreit hat.

Ich weiß nicht, wie lang ich dann still so dalag. Ich war müde. Überrascht bemerkte ich bei geschlossenen Augen ein merkwürdiges Leuchten, einen Flammenwirbel, verursacht, wie ich vermutete, von dem Brennen, das ich in mir verspürte. Es waren keine echten Flammen, sondern Farben, die Flammen nachahmten. Sie wurden dann schwächer und liefen zu runden Formen zusammen, nein, zu Tropfen einer klebrigen Flüssigkeit, die bald ganz blau wurden, sanft, aber von einem leuchtend roten Streifen eingefasst waren. Sie fielen von einem Punkt in der Höhe herab, zogen sich in die Länge, lösten sich, und unten angekommen, verschwanden sie. Zunächst dachte ich, dass diese

Tropfen mich sehen könnten. Sogleich verwandelten sie sich, um mich besser zu sehen, in viele große Augen. Während sie sich im Herabfallen in die Länge zogen, bildete sich in ihrer Mitte ein kleiner Kreis, der blaue Schleier fiel und entblöbte dabei ein echtes Auge, boshaft und böseartig. Ich wurde geradezu verfolgt von einer Menge, die mir Böses wollte. Ich wälzte mich im Bett herum und rief stöhnend: «Mein Gott!»

«Geht's dir schlecht?», fragte meine Frau sofort.

Es muss eine Weile vergangen sein, bevor die Antwort folgte. Doch dann bemerkte ich, dass ich nicht mehr in meinem Bett lag, sondern mich daran festklammerte, da es sich in einen steilen Weg verwandelt hatte, auf dem ich abrutschte. Ich schrie: «Mir geht's schlecht, sehr schlecht.»

Meine Frau hatte eine Kerze angezündet und stand in ihrem rosa Nachthemd neben mir. Das Licht beruhigte mich, ja ich hatte deutlich das Gefühl, geschlafen zu haben und soeben aufgewacht zu sein. Das Bett stand wieder gerade, und ich lag mühelos darin. Überrascht sah ich meine Frau an, denn nun, da ich bemerkte, dass ich geschlafen hatte, war ich mir nicht mehr sicher, ob ich sie zu Hilfe gerufen hatte. «Was willst du?», fragte ich sie.

Verschlafen und müde sah sie mich an. Mein Hilferuf hatte genügt, sie aus dem Bett springen zu lassen, hatte ihr aber nicht das Verlangen nach Ruhe geraubt, das mittlerweile sogar stärker war als das Bedürfnis, recht zu haben. Um die Sache zu beschleunigen, fragte sie: «Willst du von diesen Tropfen, die der Doktor dir zum Schlafen verschrieben hat?»

Ich zögerte, obwohl der Wunsch nach Linderung sehr heftig war. «Wenn du meinst», sagte ich und versuchte, nur resigniert zu wirken. Tropfen einzunehmen ist schließlich noch nicht das Eingeständnis, dass es einem schlecht geht.

Dann war da ein Augenblick, in dem ich großen Frieden genoss. Er hielt an, solange meine Frau in ihrem rosa Nachthemd im milden Kerzenschein neben mir stand und die Tropfen zählte. Das Bett war ein wirkliches, waagrechtes Bett, und es genügte, die Lider zu schließen, um alles Licht in den Augen zu

unterdrücken. Ich öffnete sie dennoch von Zeit zu Zeit, und dieses Licht und das Nachthemd erquickten mich ebenso sehr wie die vollkommene Dunkelheit. Aber sie wollte ihre Hilfeleistung auch nicht um eine Minute verlängern, und so fiel ich zurück in die Nacht und musste allein um den Frieden ringen. Ich erinnerte mich, wie ich mich als junger Mann, um schneller einschlafen zu können, gezwungen hatte, an eine sehr hässliche alte Frau zu denken, die mich die schönen Visionen, die mich plagten, vergessen ließ. Jetzt hingegen war es mir gefahrlos erlaubt, die Schönheit anzurufen, gewiss würde sie mir helfen. Das war der Vorteil des Alters – der einzige. Und ich dachte an verschiedene schöne Frauen, rief sie mit Namen, die Wunschträume meiner Jugend, einer Epoche, in der schöne Frauen in unglaublich reicher Anzahl vorhanden waren. Aber sie kamen nicht. Auch damals hatten sie nicht eingewilligt. Und ich rief und rief, bis aus der Nacht eine einzige schöne Gestalt auftauchte: Anna, ja, Anna, wie sie vor vielen Jahren gewesen war, aber das Gesicht, das schöne rosige Gesicht von Schmerz und Vorwürfen gezeichnet. Weil sie mir keinen Frieden bereiten wollte, sondern Gewissensbisse. Das war klar. Und wo sie nun einmal da war, debattierte ich mit ihr. Ich hatte sie verlassen, aber sie hatte sofort einen anderen geheiratet, was nur recht und billig war. Dann hatte sie eine Tochter zur Welt gebracht, die mittlerweile fünfzehn war; in der Sanftheit der Farben glich sie ihr, golden der Kopf und blau die Augen, durch Zutun des Vaters jedoch, den man für sie ausgesucht hatte, war das Gesicht entstellt: das sanft gewellte Haar verwandelt in viele krause Locken, großflächige Wangen, ein breiter Mund und die Lippen übertrieben wulstig. Aber die Farben der Mutter in den Zügen des Vaters ergaben schließlich so etwas wie einen schamlosen Kuss in aller Öffentlichkeit. Was wollte sie jetzt von mir, nachdem sie sich mir so oft eng umschlungen mit ihrem Mann gezeigt hatte?

Das erste Mal an diesem Abend konnte ich meinen, ich sei der Sieger. Anna wurde sanfter, fast als besinne sie sich eines Besseren. Da war mir ihre Gesellschaft nicht mehr unangenehm. Sie konnte bleiben. Und ich schlief ein,

voller Bewunderung für sie, die so schön und gut und überzeugt war. Bald schlief ich ein.

Ein entsetzlicher Traum. Ich befand mich in einem komplizierten Bauwerk, das ich aber sofort verstand, als wäre ich ein Teil davon. Eine riesige Höhle, grob und ohne jene Verzierungen, die die Natur aus purer Lust schafft, und daher mit Sicherheit Menschenwerk; es war dunkel, und ich saß auf einem dreibeinigen Schemel aus Holz neben einem Glaskasten, der schwach erleuchtet war durch ein Licht, das ich für seine Emanation hielt, das einzige Licht in dem weiten Raum, es beleuchtete mich, eine Wand aus großen, unbehauenen Steinen und den unteren Teil einer Betonwand. Wie ausdrucksvoll Bauten im Traum sind! Man wird sagen, das sind sie, weil derjenige, der sie erbaut hat, sie ohne Weiteres versteht, und das stimmt. Aber das Überraschende ist, dass der Architekt nicht weiß, dass er sie geschaffen hat, und sich auch im Wachzustand nicht daran erinnert, und wenn er zurückdenkt an diese Welt, aus der er kommt und wo die Bauten mit solcher Leichtigkeit entstehen, mag er sich wundern, dass man dort alles ohne ein einziges Wort begreift.

Ich wusste sofort, dass diese Höhle von einigen Männern erbaut worden war, die sie für eine von ihnen erfundene Kur nutzten, eine Kur, die für einen der Eingeschlossenen tödlich sein musste (viele mussten dort unten im Schatten eingeschlossen sein), für alle anderen aber heilsam. Genau so! Eine Art Religion, die ein Brandopfer erforderte, und das verwunderte mich natürlich nicht.

Da man mich neben den Glaskasten gesetzt hatte, in dem das Opfer erstickt werden sollte, war ziemlich leicht zu erraten, dass ich auserwählt war zu sterben, zum Wohle aller anderen. Und innerlich stellte ich mich schon auf die Schmerzen des schlimmen Todes ein, der mich erwartete. Ich atmete mühsam, der Kopf war schwer und tat mir weh, weshalb ich ihn in die Hände legte, die Ellbogen auf die Knie gestützt.

Plötzlich wurde alles, was ich bereits wusste, von einer Reihe von Leuten ausgesprochen, die im Dunkel verborgen waren. Meine Frau sprach als Erste:

«Beeil dich, der Doktor hat gesagt, du musst in diesen Kasten hineinsteigen.» Das erschien mir schmerzlich, aber sehr logisch. Deshalb widersprach ich nicht, tat lediglich so, als hätte ich nicht gehört. Und dachte: «Die Liebe meiner Frau ist mir schon immer albern vorgekommen.» Viele andere Stimmen riefen gebieterisch: «Wollen Sie sich endlich entschließen zu gehorchen?» Unter diesen Stimmen erkannte ich ganz deutlich die von Doktor Paoli. Ich konnte nicht widersprechen, aber ich dachte: «Er tut das für Geld.»

Ich hob den Kopf, um noch einmal den Glaskasten zu überprüfen, der mich erwartete. Da entdeckte ich, auf dem Deckel desselben sitzend, die Braut. Auch in dieser Position behielt sie beharrlich ihre ruhige und sichere Art bei. Ehrlich gesagt verachtete ich diese alberne Person, wurde aber gleich darauf aufmerksam gemacht, dass sie sehr wichtig für mich war. Das hätte ich auch im realen Leben festgestellt, wenn ich sie auf diesem Gerät hätte sitzen sehen, das dazu dienen sollte, mich zu töten. Da schaute ich sie schwanzwedelnd an. Ich fühlte mich wie eines dieser winzigen Hündchen, die sich ihr Leben verdienen, indem sie mit dem Schwanz wedeln. Infam!

Aber die Braut begann zu sprechen. Ohne jede Heftigkeit, als sei es die natürlichste Sache der Welt, sagte sie: «Onkel, der Kasten ist für Sie.»

Ich musste allein um mein Leben kämpfen. Auch das ahnte ich. Ich hatte das Gefühl, eine immense Kraftanstrengung vollbringen zu können, ohne dass jemand etwas davon merkte. Genauso, wie ich vorher in mir ein Organ verspürt hatte, das mir erlaubte, ohne Worte die Gunst meines Richters zu gewinnen, entdeckte ich nun ein weiteres Organ, von dem ich nicht weiß, was es war, mit dem ich kämpfen konnte, ohne mich zu rühren, und mit dem ich meine Gegner überrumpeln konnte. Die Kraftanstrengung tat sofort ihre Wirkung. Auf einmal war es Giovanni, der dicke Giovanni, der in dem leuchtenden Glaskasten saß, auf einem Holzstuhl ähnlich dem meinen und in der gleichen Positur wie ich. Da der Kasten für ihn zu niedrig war, beugte er sich vor und hielt dabei die Brille in der Hand, damit sie ihm nicht von der Nase rutschte. Dadurch wirkte er, als würde er Geschäfte verhandeln und als hätte er die Brille abgenommen,

um, gleichsam blind, besser nachdenken zu können. Und in der Tat, obwohl verschwitzt und schon schwer keuchend, war er, statt an den nahen Tod zu denken, erfüllt von Bosheit, wie man an seinen Augen sah, in denen ich die Absicht zu derselben Kraftanstrengung erkannte, die kurz zuvor ich vollbracht hatte. Daher konnte ich kein Mitleid mit ihm empfinden, denn ich fürchtete mich vor ihm.

Auch bei Giovanni hatte die Kraftanstrengung Erfolg. Bald darauf saß an seiner Stelle in dem Glaskasten Alberi, der lange, magere und gesunde Alberi, in derselben Haltung wie Giovanni, aber zusätzlich beeinträchtigt durch die Ausmaße seines Körpers. Er war regelrecht zusammengeklappt und hätte wirklich mein Mitleid erregt, wenn nicht auch bei ihm neben der Kraftanstrengung eine große Bosheit zu erkennen gewesen wäre. Er musterte mich von unten bis oben mit einem böartigen Lächeln, weil er wusste, dass es einzig von ihm abhing, ob er in diesem Kasten sterben musste oder nicht.

Hoch oben von dem Kasten aus sprach wieder die Braut: «Jetzt sind gewiss Sie dran, Onkel.» Äußerst pedantisch betonte sie jede einzelne Silbe ihrer Worte. Und ihre Worte wurden von einem weiteren sehr fernen, sehr hohen Ton begleitet. Durch diesen äußerst in die Länge gezogenen Ton, hervorgebracht von einer Person, die sich rasch entfernte, bemerkte ich, dass die Höhle sich zu einem steilen Gang verengte, der an die Oberfläche der Erde führte. Es war nur ein Pfeifen, aber ein Pfeifen des Einverständnisses, und es kam von Anna, die mir noch einmal ihren Hass bekundete. Sie hatte nicht den Mut, ihn in Worte zu fassen, weil ich sie wirklich überzeugt hatte, dass sie mir gegenüber mehr Schuld auf sich geladen hatte als ich ihr gegenüber. Aber gegen Hass vermag keine Überzeugung etwas auszurichten.

Ich war von allen verurteilt. Fernab von mir, irgendwo in der Höhle gingen derweil meine Frau und der Doktor auf und ab, und ich ahnte, dass meine Frau gereizt aussah. Lebhaft gestikulierend zählte sie meine Verfehlungen auf. Der Wein, das Essen, meine schroffe Art ihr und meiner Tochter gegenüber.

Durch Alberis Blick, der triumphierend auf mich gerichtet war, fühlte ich mich zu dem Kasten hingezogen. Ich rückte langsam mit dem Stuhl näher, wenige Millimeter jedes Mal, aber ich wusste, wenn ich in einem Meter Abstand angelangt wäre, würde ich (so war das Gesetz) mit einem Satz ergriffen werden und nach Luft schnappen.

Doch es gab noch eine Hoffnung auf Rettung. Giovanni, der sich vollkommen von der Kraftanstrengung seines harten Kampfes erholt hatte, war neben dem Kasten erschienen, den er nicht mehr zu fürchten brauchte, weil er schon darin gewesen war (auch das war Gesetz dort unten). Er stand aufrecht im vollen Licht und sah bald Alberi an, der nach Luft schnappte und drohte, bald mich, der ich mich langsam dem Kasten näherte.

Ich schrie: «Giovanni! Hilf mir, ihn drin zu halten ... Ich will dir Geld geben.» Mein Schrei hallte in der ganzen Höhle wider und glich einem Hohngelächter. Ich verstand. Flehen war vergeblich. In dem Kasten musste weder der Erste sterben, der hineingesteckt worden war, noch der Zweite, sondern der Dritte. Auch das war ein Gesetz der Höhle, das wie all ihre anderen Gesetze mein Ruin war. Es fiel mir schwer, zugeben zu müssen, dass es nicht in diesem Augenblick gemacht worden war, um ausgerechnet mir zu schaden. Auch dieses Gesetz rührte von jener Dunkelheit und jenem Licht her. Giovanni antwortete gar nicht erst und zuckte mit den Schultern, um mir zu bedeuten, wie leid es ihm tat, dass er mich nicht retten und mir die Rettung auch nicht verkaufen konnte.

Da schrie ich noch einmal: «Wenn es nicht anders geht, nehmt meine Tochter. Sie schläft hier nebenan. Es wird euch leicht gelingen.» Auch diese Schreie wurden von einem enormen Echo zurückgeworfen. Ich war betäubt davon, aber ich schrie noch einmal und rief meine Tochter: «Emma, Emma, Emma!»

Und tatsächlich drang vom Ende der Höhle Emmas Antwort zu mir, der Klang ihrer noch so kindlichen Stimme: «Hier bin ich, Papa, hier bin ich.»

Mir schien, sie hätte nicht gleich geantwortet. Da war eine heftige Erschütterung, die, wie ich glaubte, von meinem Sprung in den Kasten herrührte. Ich dachte noch: «Immer langsam, diese Tochter, wenn es ums Gehorchen geht.» Diesmal ruinierte mich ihre Langsamkeit, und ich war voller Groll.

Ich erwachte. Das war die Erschütterung. Der Sprung von einer Welt in die andere. Ich hing mit Kopf und Rumpf aus dem Bett, und ich wäre herausgefallen, wenn meine Frau nicht herbeigeeilt wäre, um mich festzuhalten. Sie fragte mich: «Hast du geträumt?» Und dann gerührt: «Du hast nach deiner Tochter gerufen. Siehst du, wie lieb du sie hast?»

Zunächst war ich geblendet von dieser Wirklichkeit, in der mir alles verzerrt und verfälscht erschien. Und ich sagte zu meiner Frau, die auch immer alles wissen musste: «Wie können wir von unseren Kindern Verzeihung dafür erlangen, dass wir ihnen dieses Leben geschenkt haben?»

Sie in ihrer Einfalt erwiderte: «Unsere Kinder sind glücklich, dass sie leben.»

Das Leben, das ich in diesem Moment als das wahre empfand, das Leben des Traums, hielt mich indes noch gefangen, und ich wollte ihm Ausdruck geben: «Weil sie noch nichts wissen.»

Darauf verstummte ich und hüllte mich in Schweigen. Durch das Fenster neben meinem Bett wurde es allmählich hell, und bei diesem Licht fühlte ich, dass ich diesen Traum nicht erzählen durfte, denn seine Schmach musste verborgen bleiben. Doch schon bald, sowie das Sonnenlicht nach und nach bläulich und sanft, aber gebieterisch das Zimmer erfüllte, verspürte ich diese Schmach kaum mehr. Das Leben des Traums war nicht meins, und ich war nicht derjenige, der mit dem Schwanz gewedelt hatte und der, um sich selbst zu retten, bereit gewesen war, die eigene Tochter zu opfern.

Doch es galt, eine Rückkehr in diese schauerliche Höhle zu vermeiden. So kommt es, dass ich folgsam wurde und mich bereitwillig an die Diätvorschriften des Doktors hielt. Sollte ich ohne eigenes Verschulden, also nicht aufgrund von

Zechereien, sondern aufgrund des letzten hohen Fiebers in diese Höhle zurückkehren müssen, würde ich sofort in den Glaskasten springen, wenn er da ist, um nicht noch einmal mit dem Schwanz zu wedeln und Verrat zu begehen.

EIN GELUNGENER STREICH

I

Mario Samigli war ein Literat von bald sechzig Jahren. Einen Roman, den er vor vierzig Jahren veröffentlicht hatte, hätte man getrost als tot betrachten dürfen, könnten auf dieser Welt auch solche Dinge sterben, die nie lebendig waren. Farblos und etwas geschwächt lebte Mario indessen lange Jahre weiter ein recht gemächliches Dasein, wie eine bescheidene Anstellung es ihm erlaubte, die ihm nicht viel Verdruss und ein sehr kleines Gehalt eintrug. Ein solches Leben ist gesund, und das umso mehr, wenn ihm, wie bei Mario der Fall, der eine oder andere schöne Traum Würze verleiht. In seinem Alter glaubte er sich nach wie vor für den Ruhm bestimmt, nicht etwa wegen dem, was er geleistet hatte, und auch nicht wegen dem, was er in Zukunft zu leisten hoffte, sondern einfach so, weil ihn eine große Trägheit – dieselbe, die ihn an jedem Aufbegehren gegen sein Schicksal hinderte – von der mühseligen Arbeit abhielt, die vor vielen Jahren gewonnene Überzeugung von sich selbst zu zerstören. So wurde zuletzt der Beweis erbracht, dass auch die Macht des Schicksals ihre Grenzen hat. Das Leben hatte Mario einige Knochen gebrochen, die wichtigsten Organe aber unversehrt gelassen, nämlich die Achtung vor sich selbst und ein wenig auch die vor den anderen, von denen der Ruhm ja schließlich abhängt. Er ging durch sein trauriges Leben, stets begleitet von einem Gefühl der Zufriedenheit.

Nur wenige vermuteten einen solchen Dünkel bei ihm, denn Mario verbarg ihn mit jener Schläue, die dem Träumer kaum bewusst ist und ihm gestattet, seinen Traum vor dem Zusammenprall mit den harten Tatsachen der

Wirklichkeit zu bewahren. Trotzdem drang manchmal etwas von seinem Traum nach außen, und dann nahm ihn, wer ihn gern hatte, in dieser harmlosen Dünkelhaftigkeit in Schutz, während andere, wenn sie Mario lebende und tote Autoren mit entschiedenen Worten beurteilen und womöglich sich selbst als Vorläufer anführen hörten, wohl lachten, wenn auch milde, sahen sie ihn doch erröten, wie selbst ein Sechzigjähriger das noch kann, wenn er Literat und in einer solchen Lage ist. Lachen ist schließlich gesund und keine schlechte Sache. So waren alle zufrieden: Mario, seine Freunde und auch seine Feinde.

Mario schrieb sehr wenig, ja lange Zeit hindurch hatte er nur die Feder und das stets weiße Papier des Schriftstellers auf seinem Schreibtisch parat. Das waren die glücklichsten Jahre seines Lebens, so voller Träume und ohne jedwede mühselige Erfahrung, eine zweite, leuchtende Kindheit, der Reife des erfolgreicheren Schriftstellers sogar noch vorzuziehen, der alles zu Papier zu bringen weiß, vom Wort mehr unterstützt als gehemmt, und dann zurückbleibt wie eine leere Schale, trotzdem aber glaubt, er sei schmackhafte Frucht.

Dieser Zustand konnte nur so lang ein glücklicher bleiben, wie die Bemühung anhielt, ihm zu entkommen. Und bei Mario war diese Bemühung vorhanden, nicht allzu heftig, aber beständig. Erfreulicherweise fand er die Tür nicht, durch die er sich von so viel Glück hätte entfernen können. Noch einen Roman zu schreiben wie den letzten, der entstanden war aus der Bewunderung für das Leben von ihm an Rang und Vermögen überlegenen Personen, das er mit Hilfe des Fernrohrs erkundet hatte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Er liebte diesen seinen Roman weiterhin, weil es ihm kaum Mühe machte, ihn zu lieben, und er schien ihm lebensfähig wie alle Sachen, die vortäuschen, einen Anfang und ein Ende zu haben. Doch immer wenn er sich daranmachen wollte, erneut mit diesen Schemen von Menschen zu arbeiten, sie kraft des Wortes aufs Papier zu bannen, empfand er einen heilsamen Widerwillen. Die vollendete, obgleich unbewusste Reife seiner sechzig Jahre hinderte ihn an einem solchen Unterfangen. Und es kam ihm nicht in den Sinn, ein bescheideneres Leben zu schildern, wie z. B. sein eigenes, das ein Vorbild an Tugendhaftigkeit war und

stark durch jene Ergebung, von der es getragen war und derer er sich niemals rühmte und die er auch mit keinem Wort erwähnte, so sehr war sein Ich mittlerweile davon geprägt. Um das zu können, fehlten ihm die technischen Fertigkeiten und auch die Liebe zum Gegenstand, was ein echter Mangel war, doch häufig bei jenen anzutreffen, denen die Kenntnis eines geistig höheren Lebens verwehrt geblieben ist. Und es endete damit, dass er sich vom Menschen und seinem Leben, ob hoch oder niedrig, abkehrte, oder zumindest glaubte, sich abzuwenden, und sich den Tieren zuwandte, oder zumindest glaubte, das zu tun, indem er Fabeln schrieb. Ganz kurze, steife Fabeln, die er in seiner Freizeit zuwege brachte, kleine Mumien, nicht einmal Leichen, denn sie stanken nicht. Kindlich, wie er war (nicht wegen seines Alters, denn so war er immer gewesen), hielt er sie für einen Anfang, eine gute Übung, eine Vervollkommnung, und er fühlte sich jung und glücklicher denn je.

Anfangs machte er den gleichen Fehler wie in der Jugend und schrieb von Tieren, die er kaum kannte, und in seinen Fabeln dröhnte es von Gebrüll und Geschrei. Dann wurde er menschlicher, wenn man so sagen darf, und schrieb von Tieren, die er zu kennen glaubte. So schenkte ihm die Fliege eine große Anzahl Fabeln, in denen sie sich als nützlicheres Tier erwies denn gemeinhin angenommen. In einer dieser Fabeln bewunderte er die Geschwindigkeit des Zweiflüglers, eine vergeudete Geschwindigkeit, weil sie weder dazu diente, die Beute zu erhaschen, noch, die eigene Unversehrtheit zu gewährleisten. Die Moral zog in dieser Geschichte eine Schildkröte. Eine andere Fabel pries die Fliege, weil sie die schmutzigen Dinge, die sie so sehr liebt, vernichtet. Eine dritte staunte darüber, dass die Fliege, dieses mit so viel Auge ausgestattete Tier, dermaßen unvollkommen sieht. Eine weitere schließlich erzählte von einem Mann, der, nachdem er eine lästige Fliege zerquetscht hatte, ausrief: «Ich habe dir eine Wohltat erwiesen, jetzt bist du keine Fliege mehr.» Mit diesem Verfahren war es leicht, jeden Tag zum Frühstückskaffee eine Fabel parat zu haben. Es musste erst der Krieg kommen, um ihn zu lehren, dass die Fabel auch

Ausdruck der eigenen Seele werden kann, die die kleine Mumie dann organisch in den Mechanismus des Lebens einfügt. Und das geschah so.

Bei Ausbruch des Krieges in Italien fürchtete Mario, dass der erste Akt der Verfolgung, den die Kaiserlich Königliche Polizei in Triest anstrengen würde, ihn treffen könnte – als einen der wenigen in der Stadt verbliebenen italienischen Literaten –, mit einem schönen Prozess, der ihn vielleicht an den Galgen bringen würde. Das war Schrecken und Hoffnung zugleich, was ihn bewegte, ihn bald frohlocken, bald vor Schreck erbleichen ließ. Er stellte sich vor, dass seine Richter, ein ganzer Kriegsrat, bestehend aus Vertretern aller militärischen Ränge vom General abwärts, seinen Roman würden lesen und – wenn Gerechtigkeit walten sollte – analysieren müssen. Dann würde gewiss ein etwas schmerzlicher Moment kommen. Aber wenn der Kriegsrat nicht aus Barbaren bestand, konnte man hoffen, dass nach Lektüre des Romans zur Belohnung sein Leben verschont bliebe. Daher schrieb er viel während des Krieges, vor Hoffnung und Schrecken erschauernd, schrieb mehr als ein Autor, der weiß, dass da ein Publikum ist, das auf sein Wort wartet, um darüber zu richten. Vorsichtshalber schrieb er aber nur Fabeln mit unklarem Sinn, und durch die Hoffnung und die Angst wurden die kleinen Mumien lebendig. Der Kriegsrat würde ihn ja wohl schwerlich wegen der Fabel verurteilen können, die von diesem dicken, starken Riesen handelte, der in sumpfigem Gelände gegen Tiere kämpfte, die leichter waren als er, und, obgleich immer siegreich, im Schlamm umkam, weil dieser ihn nicht trug. Wer hätte beweisen wollen, dass es dabei um Deutschland ging? Und warum wiederum an Deutschland denken bei diesem Löwen, der immer siegreich war, weil er sich nicht allzu weit von seiner Höhle fortbewegte und daher mit Sicherheit ausgeräuchert werden konnte?

So gewöhnte Mario sich daran, stets von seinen Fabeln begleitet durchs Leben zu gehen, als wären es die Taschen seines Anzugs. Ein literarischer Fortschritt, den er der Polizei verdankte, obwohl diese sich in Sachen einheimischer Literatur als völlig unwissend erwies und den armen Mario den ganzen Krieg hindurch in Frieden ließ, was ihn enttäuschte und beruhigte.

Doch dann erlebte sein Werk einen weiteren kleinen Fortschritt durch die Wahl geeigneterer Helden. Keine Elefanten mehr, die doch so weit weg waren, auch keine Fliegen mehr mit Augen ohne jeden Ausdruck, sondern die lieben, kleinen Spatzen in seinem Hof, die mit Brotkrümeln zu füttern er sich den Luxus herausnahm (in diesen Tagen war das in Triest ein großer Luxus). Jeden Tag verbrachte er etwas Zeit damit, ihnen zuzusehen, wie sie sich bewegten, und das war der glänzendste Teil des Tages, weil der literarischste, vielleicht noch literarischer als die Fabeln, die dabei herauskamen. Hätte er doch die Gegenstände, über die er schrieb, am liebsten geküsst! Abends hörte er auf den benachbarten Dächern und auf einem verkümmerten Baum im Hof die Spatzen zwitschern und dachte, sie würden sich, bevor sie das Köpfchen zum Schlafen nach hinten ins Gefieder steckten, die Abenteuer des Tages erzählen. Am Morgen wieder dasselbe lebhaft und laute Gezwitzsch. Sicherlich erzählten sie sich die Träume der Nacht. Wie er selbst lebten sie zwischen den beiden Erfahrungswelten, der des wirklichen Lebens und der der Träume. Schließlich waren es Tiere mit einem Kopf, in dem sich Gedanken einnisten konnten, und sie hatten Farben, ein Verhalten und auch eine Schwäche, die Mitleid erweckte, und Flügel, die Neid erregten, also das wahre und eigentliche Leben. Trotzdem blieb die Fabel die kleine, durch Axiome und Theoreme versteifte Mumie, aber wenigstens konnte man sie unter Lächeln niederschreiben.

Und Marios Leben wurde reich an Lächeln. Eines Tages schrieb er: «Mein Hof ist klein, aber mit etwas Übung könnte man dort zehn Kilo Brot am Tag ausstreuen.» Wahrhaft ein Dichtertraum. Wo sollte man in diesen Zeiten zehn Kilo Brot hernehmen für Vögelchen ohne Lebensmittelmarken? An einem anderen Tag: «Ich würde gern den Krieg abschaffen können, der abends auf dem kleinen Kastanienbaum in meinem Hof tobt, wenn sich die Sperlinge den besten Platz für die Nacht suchen, denn das wäre ein gutes Zeichen für die Zukunft der Menschheit.»

Mario überhäufte die armen Spatzen mit so vielen Ideen, dass ihre feinen Gliedmaßen darunter verschwanden. Sein Bruder Giulio, der mit ihm